

## ZWISCHEN DIACHRONIE ALS ZEIT ZU VERSTEHEN UND SYNCHRONIE ALS MOMENT DES SCHLIESSEN

Die Begriffe „Diachronie“ und „Synchronie“ wurden in der Linguistik von Ferdinand de Saussure eingeführt, um die Entwicklung der Sprache in der Zeit beziehungsweise die Gleichzeitigkeit verschiedener sprachlicher Ereignisse zu bezeichnen. Thema meines Vortrags sind die Beziehungen zwischen diesen beiden Begriffen der Saussure'schen Linguistik. Ich verwende sie freilich in einer Art und Weise, die sich vom ursprünglichen Gebrauch unterscheidet. Ich transferiere die Saussure'schen Begriffe aus dem Zusammenhang der Sprache in den Kontext des Wissens. Unter „Diachronie“ verstehe ich die Wechselfälle des Wissens und unter „Synchronie“ den geläufigen beziehungsweise gegenwärtigen Zustand des Wissens. Im Deutschen gibt es ein Wort, das diesen Zustand treffend beschreibt: „Befindlichkeit“. Die Synchronie bezeichnet die Befindlichkeit des Wissens.<sup>1</sup>

In einer mehr traditionellen Terminologie können Sie bei der Diachronie an die Analyse und bei der Synchronie an die Synthese denken. Die Analyse bezieht sich auf einen einzelnen epistemischen Weg. Die Synthese stellt die Zusammenfassung aller möglichen epistemischen Wege dar. Im Folgenden werde ich die Begriffe klarer zu fassen versuchen. Zum jetzigen Zeitpunkt möchte ich bloss darauf hinweisen, dass dieses Begriffspaar, nachdem es vom linguistischen in den epistemischen Kontext übertragen wurde, sich auf die Entstehung und Entwicklung des wissenschaftlichen Wissens anwenden lässt. Es geht darum, den Übergang von einem Begriff zum anderen zu fassen: vom Werden zum Sein, wie der Philosoph sagen würde; von der Diachronie der Zeit zu verstehen zur Synchronie des Moments des Schliessens, wie der Psychoanalytiker sich ausdrücken würde. Auf dem Feld der Psychoanalyse – vorausgesetzt, die Psychoanalyse sei eine Wissenschaft – können dieselben Begriffspaare, also „Diachronie“ und „Synchronie“, „Analyse“ und „Synthese“, „Werden“ und „Sein“, die Entstehung des psychoanalytischen Wissens erklären. Ich werde zeigen, wie die Psychoanalyse, indem sie die Ungewissheit analysiert, Wissen aus jener einzigartigen Form der Unwissenheit zieht, die das Unbewusste ist. Dies unter der Bedingung – dies ist meine epistemologische Prämisse –, dass wir das Unbewusste

---

<sup>1</sup> Die Philosophiegeschichte des Wissens geht durch drei Momente hindurch. Nicht wissen, dass man weiss, ist die abstrakte Sokratische These. Sokrates setzt die gelehrte Unwissenheit an den Anfang des Philosophierens. Aus der Unwissenheit zieht Descartes das konkrete Wissens der Existenz des Subjekts: *dubito ergo sum*. Freud geht von der Existenz eines Wissens aus, von dem man nicht weiss, dass man es weiss. Er nennt es „Unbewusstes“ und baut auf dessen Grundlage eine Psychopathologie.

verstehen als Nicht-Wissen zu wissen, wobei dieses Nicht-Wissens nach wie vor ein Wissen darstellt.<sup>1</sup>

Wie ich eben gesagt habe, verstehe ich den Begriff „Diachronie“ in einem epistemischen Sinne, d.h. als eine besondere Form der Zeit zu wissen. Lacan sprach von der „Zeit zu verstehen“.

Ich muss diesbezüglich sogleich eine Präzisierung anbringen. Es gibt nicht bloss eine Form der epistemischen Zeit, es existieren vielmehr viele verschiedene Formen. Es gibt die ätiologische Form: das „scire per causas“, das Wissen durch Ursachen, das charakteristisch ist für jene Formen der Wirklichkeitserkenntnis, die der Arzt und der Richter brauchen. Es gibt die assoziative Form der freien Assoziationen der analytischen Sitzung, eine Form, die offensichtlich ohne Ziel auskommt. Es gibt die mathematische Form des Beweises, die die Deduktionen ausgehend von der Anfangsannahme mit dem abschliessenden „quod erat demonstrandum“ verknüpft. Es gibt sogar die probabilistische Form der „aleatorischen Spaziergänge“, wo die Diachronie sich als Abfolge zufälliger Ereignisse verwirklicht, wie beispielsweise die Ergebnisse eines Münzwurfs. Was in der Diachronie allein zählt, ist, dass – welches auch immer die entsprechende Form des Wissens sein mag – die Abfolge der Ereignisse sich in der Zeit abspielt.

In der Geschichtsschreibung, die psychoanalytische eingeschlossen, wird die zeitliche Ordnung typischerweise durch die lineare Beziehung von Ursache und Wirkung festgelegt. Jedes Ereignis ist Ursache des folgenden und Wirkung des vorhergehenden. In diesem Sinne drückt die Diachronie den Satz vom zureichenden Grunde aus, wonach es keine Wirkung ohne Ursache gibt. In der ätiologischen Diachronie winden sich die Vorfälle in der Zeit. Sie gehen auseinander hervor wie die Wirkungen aus den Ursachen. Der Satz vom zureichenden Grunde, der schon Aristoteles vertrat, begründet das ontologische Programm von Leibniz. In der Folge wurde der Satz von Hume demontiert. Ich werde auf Hume's Argument später zurückkommen. Zum jetzigen Zeitpunkt ist es nicht wichtig, ob der Satz richtig oder falsch sei. Er ist so viel wert wie irgendein anderes Prinzip. Wichtig ist nur, dass er dazu

taugt, eine lineare Kette von Ereignissen zu erzeugen. Ob deren ätiologische Verknüpfung gerechtfertigt sei oder nicht, ist sekundär. Was zählt, ist, dass der Satz nacheinander Ereignisse hervorbringt. Deren geschichtliche Verknüpfung mag durchaus falsch sein. Das macht nichts. Wichtig ist nur, dass es sich dabei um eine Geschichte handelt, eine unter vielen möglichen. Während des analytischen Prozesses beispielsweise dient die Ätiologie dazu, die subjektiven Ereignisse zusammenzufassen und ihnen eine erste geschichtliche Systematisierung zu verleihen, auf die sich die folgenden Konstruktionen stützen können.

Der nächste Schritt besteht darin, von der Diachronie zur Synchronie überzugehen, das heisst die zeitliche Ordnung fahren zu lassen. Es ist dies der Übergang von der Unwissenheit zum Wissen, der vom wissenschaftlichen Diskurs angekündigt wurde. In der Diachronie wissen wir nichts von der Regel, die die Ereignisse erzeugt. Der Satz vom zureichenden Grunde führt uns dazu, uns vorzustellen, dass diese Regel die Ursache sei, die die Wirkung erzeuge. Doch der Satz ist imaginär. Dessen ungeachtet werde ich zeigen, dass sich vom Imaginären etwas Reales ableiten lässt, vom Falschen etwas Richtiges, vom Nicht-Gewussten etwas Gewusstes.

Werden die Ereignisse in der Diachronie zusammengefasst, so bilden sie eine Kette. Die diachronischen Ketten beziehungsweise die zeitlichen Abfolgen bilden die Elemente der Synchronie, die eine nicht geordnete Menge bilden. Auf sie lassen sich Betrachtungen der Symmetrie anwenden. Symmetrie und Synchronie können im Folgenden synonym verwendet werden. Die Symmetrie lässt sich auf alle möglichen zeitlichen Ordnungen anwenden – auf alle Zeitketten –, die sie miteinander in Beziehung setzt. Es wird diese „mechanische“ Operation des „Ausgleichs“ zwischen verschiedenen Möglichkeiten sein, die jene Struktur zum Vorschein bringt, die die Tatsachen erzeugt hat. Der Übergang von der Diachronie zur Synchronie ist charakteristisch für das Zeitalter der Wissenschaft. Er besteht in einer Epoché, wie sie die Phänomenologen nennen, in einem Ausser-Kraft- bzw. Ausser-Geltung-Setzen: Die Zeit der Ätiologie, das heisst die geschichtliche Diachronie wird suspendiert und schafft Platz für die Synchronie in Gestalt der räumlichen Symmetrien.<sup>2</sup>

---

<sup>2</sup> Aus Gründen der geschichtlichen Vollständigkeit sollte ich die vorwissenschaftliche Art und Weise, die diachronen Abfolgen zu behandeln, in der gebotenen Kürze erläutern. Es handelt sich um eine Art und Weise, die nicht auf das Ordnen verzichtet, aber die Ordnung von einer totalen (oder zeitlichen) in eine teilweise Ordnung verwandelt. Ich beziehe mich auf das sogenannten „Porphyrischen Baum“, der aus Gattungen gebildet wird, die über den Arten stehen, und aus Arten, die unter den Gattungen stehen.

Ich habe diese Operation „mechanisch“ genannt. Um diese Behauptung zu rechtfertigen, müsste ich hier mit einem Diskurs über das Wesen des wissenschaftlichen Mechanismus im Sinne eines abstrakten, sogar algebraischen Studiums der Symmetrien beginnen. Ich müsste von der Ablehnung der euklidischen Geometrie ausgehen, die eine statische Geometrie war, bestehend aus Lineal und Zirkel, also unfähig, Kurven in mechanischer Weise durch die Bewegung von Teilen zu konstruieren. Ich müsste mit der geläufigen Konzeption aufräumen, die Mechanismus und Determinismus gleichsetzt. Denn ein symmetrischer Würfel ist zwar mechanisch, doch sind seine Ergebnisse nicht in deterministischer Weise vorhersehbar. Leider kann ich jedoch nicht näher auf dieses faszinierende Argument eingehen, weil es zu weit wegführte von unserem heutigen Thema: dem Übergang von der Kategorie der Zeit zur Kategorie des Raums.<sup>3</sup> Schauen wir nun genauer hin, worum es sich dabei handelt.

Wie ich gesagt habe, ist der Satz vom zureichenden Grunde falsch. Das Sein-Sollen gebietet nicht über das Sein. Der Irrtum wurde von Hume treffend analysiert. Hier liegt mir daran, den metaphysischen Grund des Irrtums herauszustreichen. Heute gilt der Satz vom zureichenden Grunde nicht mehr – aus einem einfachen Grund: Wir leben im Zeitalter der Wissenschaft. Im Zeitalter der Wissenschaft ist die Annahme des Satzes vom zureichenden Grunde, das heisst das Primat des Seins über das Wissens ausser Geltung gesetzt. Im vorwissenschaftlichen Zeitalter war dieses Primat durchaus gegeben: Das Sein des Ereignisses ging dem Ereignis des Seins voraus. Früher kamen zuerst die Ereignisse, die von der Ätiologie erzeugt wurden, und dann kam die Erkenntnis derselben. Und in der Tat ist die ätiologische Erkenntnis im Wesentlichen historisch: Sie systematisiert in chronologischer Reihenfolge das, was sie sieht, weil es existiert oder existiert hat: „istemi“ plus „orao“, getreu der griechischen Etymologie von „Historie“. Die historische Erkenntnis ist Verstehen. Die dazu gehörige Zeit ist die Zeit des Verstehens, die meine psychoanalytisch-lacanianischen Freunde in Berlin mit „Zeit des Begreifens“ übersetzen. Für uns hingegen, die wir dem Zeitalter der Wissenschaft angehören, ist der Satz vom zureichenden Grunde bloss eine der möglichen und also nicht mehr privilegierten Arten, das diachronische Material vorgängig zusammenzufassen, um es aus synchronischer Perspektive zu beurteilen. Im Zeitalter

---

<sup>3</sup> Der Mechanizismus, verstanden als Beziehung zwischen Raum und Zeit, ist dank Betrachtungen der Geschwindigkeit hinsichtlich des hier behandelten Themas des Übergangs von der Zeit zum Raum symmetrisch. In einem gewissen Sinne ist er dessen Gegenteil. Aber auch der Mechanizismus im Sinne einer „synchronen“ Wiederaufnahme der Diachronie, kann durch Symmetrien behandelt werden, beispielsweise durch die Symmetrien der Differentialrechnung zwischen Lokalem und Globalem, Kleinem und Grosse, Tangenten und Oberflächen.

der Wissenschaft wird die Historie zur „sungraphé“, zur Kollation von Schriften, wie schon die alten Griechen sagten, die eine Ahnung vom synchronischen Ursprung des Wissens hatten.

Die Synchronie setzt die Diachronie ausser Kraft, habe ich gesagt. Die Synchronie ist die Epoché, die das Primat des Wissens über das Sein festigt. Sie führt in die Kette der Ereignisse ein Prinzip der Symmetrie ein, das nicht in den Ereignissen ist, sondern ihnen vorausgeht. Darin ist die Synchronie nicht kognitiv, sondern wissenschaftlich. Sie bringt keine Erkenntnis hervor, sondern Wissenschaft. Die Wissenschaft erklärt (spiegare), im Sinne des Entfaltens (dispiegare). Sie führt die cartesianische Dimension der Ausdehnung ein. Die wissenschaftliche Synchronie begreift nicht, sondern klärt. Ihre Zeit ist die Zeit zum Erklären, die für gewöhnlich mit „Zeit des Schliessens“ übersetzt wird. Dilthey's an sich abstrakter Dualismus zwischen „verstehen“ und „erklären“ erhält so einen konkreten Inhalt. Zum „Verstehen“ gehört die Diachronie, zum „Erklären“ die Synchronie; zum „Verstehen“ die Ätiologie und die Zeit, zum „Erklären“ die Symmetrie und der Raum.

Die Präzisierung erlaubt uns, die Lacan'sche Analyse der logischen Zeit in wissenschaftlichen Begriffen neu zu formulieren. Die Revision beginnt mit dem Titel: nicht „logische Zeit“, sondern „epistemische Zeit“. Im Folgenden werde ich Lacan's Beitrag im Lichte von Jung's Aufsatz über die Synchronizität neu lesen. Dabei vernachlässige ich sowohl die Analyse der unwahrscheinlichen Zufälle, von denen Jung absurde Wahrscheinlichkeiten zu berechnen versucht, als auch die subtilen phänomenologischen Präzisierungen des zeitlichen Erlebens des Subjekts, wie sie von Lacan vorgeschlagen wurden. Denn das Grundthema meines Vortrags ist, dass die Wissenschaftlichkeit des Freud'schen Unbewussten zu einem grossen Teil auf der Suspension der Diachronie ruht. Das Unbewusste kennt die Zeit nicht, sagt Freud mehrmals. Und in der Tat, das Unbewusste ist – wissenschaftlich gesprochen – synchronisch verfasst. Oder um es paradox zu sagen: Das Unbewusste ist die Zeit ohne Zeit der Synchronie.

Im berühmten Sophisma der drei Häftlinge unterscheidet Lacan zwischen drei Momenten: dem Moment des Sehens, den Moment des Begreifens und dem Moment des Schliessens. Sciacchitano reduziert sie auf zwei: auf den Moment des Verstehens

(es geht mehr um das „Verstehen“ als um das „Begreifen“) und auf den Moment des Klärens, wobei mit letzterem sowohl das „Schliessen“ als auch das „Erklären“ gemeint sind. Ich präzisiere dennoch, dass der Moment des Verstehens seinerseits zwei Momente umfasst: den Moment, objektiv zu verstehen, und den Moment, subjektiv zu verstehen.<sup>4</sup> Deren Wesen lässt sich durch die erschöpfende Analyse aller möglichen Kombinationen klären. Wenden wir uns nun dem Fall zu.

Es gibt zwei Farben, weiss und schwarz, und drei Häftlinge. Jedem Häftling wird eine Scheibe am Rücken befestigt. Die möglichen Fälle sind  $2^3 = 8$ . Das Problem besteht in Folgendem: Wie schaffen es die Häftlinge, die Farbe jener Scheibe zu erkennen – zu diagnostizieren –, die sie nicht sehen, ohne dass sie auf das Hilfsmittel von Spiegeln zurückgreifen oder untereinander sprechen könnten?

Gehen wir Schritt für Schritt voran. Zuerst einmal: Woher kommt diese Zahl acht? Das ist schnell gesagt.

Das erste Subjekt kann weiss oder schwarz sein. Diese Dichotomie erlaubt zwei Möglichkeiten: W(eiss), S(chwarz).

Das zweite Subjekt kann ebenfalls weiss oder schwarz sein. Diese Dichotomie führt zwei Möglichkeiten für jede der beiden vorangehenden Möglichkeiten ein. Insgesamt haben wir bisher vier Möglichkeiten: WW, WS, SW, SS.

Das dritte Subjekt führt wiederum zwei weitere Möglichkeiten für jede der vier vorangehenden ein: WWW, WWS, WSW, WSS, SWW, SWS, SSW, SSS. Insgesamt gibt es acht Möglichkeiten. Die möglichen Diachronien – dies ist ein erster synchronischer Schluss – sind deren acht.<sup>5</sup>

Aufgrund der Art und Weise, wie der Gefängnisdirektor das Problem formuliert, ist die letzte Möglichkeit SSS ausgeschlossen. Er zeigt den Häftlingen drei weisse und

---

<sup>4</sup> In der Ökonomie, gemeinhin in der Spieltheorie, wird zwischen dem Moment der Intelligenz und dem Moment der Vernunft unterschieden. Die Intelligenz entspricht der Diachronie, insofern sie das Vermögen ist, die Abfolge der Ereignisse zu analysieren. Die Vernunft entspricht der Synchronie, dem Moment der Synthese, wo sich das Entscheidungsvermögen ausdrückt und es darum geht, in der Folge der Analyse die beste Strategie zu wählen. Im Lacan'schen Logozentrismus entspricht die Diachronie der Metonymie, die die Batterie der Signifikaten darstellt; die Synchronie entspricht der Metapher, die den Übergang von einer Signifikantenkette zur anderen durch die Ersetzung eines Signifikaten darstellt. In der Musiksprache entspricht die Diachronie der Melodie, die Synchronie der Harmonie.

<sup>5</sup> Im vorwissenschaftlichen Schematismus der Gattungen und Arten würde man den dichotomischen Baum (siehe Fussnote 2) erhalten:  
ABBILDUNG

zwei schwarze Scheiben. Dann befestigt er auf ihren Rücken drei weisse Scheiben und verspricht, jenen die Freiheit zu schenken, die in der Lage sind, auf logisch saubere Weise die Farbe ihrer Scheibe auf dem Rücken herzuleiten. Aus Gründen der Einheitlichkeit könnten wir diesen Moment „Moment des Problems“ oder „problematischen Moment“ nennen. Von diesem Moment an wird von den Subjekten verlangt, die richtige unter den sieben Möglichkeiten zu wählen: WWW, WWS, WSW, WSS, SWW, SWS, SSW. Der diagnostische Prozess der Seinerkennung erfolgt, wie gesagt, in zwei Etappen.

Der Moment, um objektiv zu verstehen, besteht in der Zusammenfassung der objektiven Gegebenheiten. Jeder Häftling nimmt den Umstand zur Kenntnis, dass nicht zwei schwarze Scheiben existieren. „Ich sehe nicht zwei schwarze Scheiben, also sieht niemand zwei schwarze Scheiben“, sagt jeder von ihnen. Objektiv – ich wollte fast sagen: ontologisch – gesehen existieren keine zwei schwarzen Scheiben in der kleinen Gemeinschaft der Häftlinge. Unter Ausschliessung der Kombinationen mit zwei schwarzen Scheiben bleiben die folgenden vier möglichen Verteilungen der Scheiben: WWW, WWS, WSW, SWW.

Der Moment, um intersubjektiv zu verstehen, besteht darin, die kollektive Ungewissheit zur Kenntnis zu nehmen: Keines der Subjekte kann sich entscheiden. Auch dies ist eine empirische Gegebenheit, wenn auch weniger objektiv als zuvor, insofern sie von den im Spiel befindlichen Subjekten abhängt.

Aber das ist noch nicht alles. Warum?

Weil es noch zwei Fälle zu unterscheiden gilt: Existiert eine schwarze Scheibe oder existiert sie nicht? Dies ist die Ungewissheit, die Lacan „motion suspendu“ nennt, eine „suspendierte Bewegung“, sozusagen ein Moment des Stockens. Wie suspendiert man die Suspension? Gehen wir davon aus, dass eine schwarze Scheibe existiert, gehen wir also davon aus, dass eine der folgenden drei Kombinationen zutrifft: WWS, WSW, SWW. Gäbe es in diesem Fall Ungewissheit? Nein, und zwar deshalb nicht, weil jene, die eine schwarze Scheibe sähen, folgendermassen argumentierten: „Ich kann nicht schwarz sein, weil es dann zwei Schwarze gäbe, also muss ich mit Sicherheit weiss sein.“ Aber unter uns gibt es Ungewissheit, beobachtet der Häftling, also müssen die Kombinationen mit bloss einer schwarzen Scheibe ausgeschlossen werden, die symmetrisch zu den vorangehenden mit nur einer weissen Scheibe sind. Endlich kommt

der Moment des Schliessens, der klärt, wie sich die Dinge verhalten. So bleibt die einzige mögliche Kombination: WWW, und das Spiel ist zu Ende. Wir haben die synchrone Gewissheit durch die diachrone Ungewissheit gewonnen.

Die Betrachtungen über die Symmetrie haben dazu gedient, vom Zweifel zur Gewissheit zu gelangen. Es ist nicht schwierig, die Parallele mit der Situation des cartesianischen Zweifels zu erkennen. Das Subjekt kann an allem zweifeln – ausser am Zweifel selbst. In diesem Fall erweitert sich die paradoxe Situation des Zweifels von der individuellen auf die kollektive Ebene. Nicht nur ich bin es, der im Zweifel ist. Wir alle sind im Zweifel. Der Zweifel verbindet uns. Dennoch erreichen ich und die anderen die Gewissheit durch unseren und der anderen Zweifel. Es hat sich ein soziales Band herausgebildet, das auf dem kollektiven Zweifel beruht. Dieses Ergebnis sollte man nicht unterschätzen. Es ist ein Ergebnis, das vielleicht mehr gilt als die Lösung des Sophismas. Das Verdienst kommt dabei den Betrachtungen über die Symmetrie zu. Es lohnt sich, darüber genauer nachzudenken.

Was ist Symmetrie?

Die Symmetrien werden intuitiv mit der Geometrie in Verbindung gebracht.<sup>6</sup> Stellen wir uns vor, dass jedes Subjekt eine Symmetrie einführt. Es gibt drei Subjekte, also führen Sie drei Symmetrien ein. Unserer Intuition vertrauend, können wir die Symmetrien im gewöhnlichen Raum mit einem Würfel abhandeln. In diesem Fall funktionieren die Symmetrien als Variablen. In der Tat lassen sich die Symmetrien als binäre Variablen betrachten, die zwei Werte annehmen: S(schwarz) oder W(eiss).

Es ist dies der heikle Übergang von der Diachronie zur Synchronie, von dem ich am Anfang sprach. Es geht darum, von der individuellen Symmetrie weiss/schwarz zur räumlichen Symmetrie zwischen allen Ketten möglicher Ereignisse zu gelangen. Eine räumliche Symmetrie ist jene von oben/unten. Das erste Subjekt (egal, welches) führt die Symmetrie ein, wo die obere Fläche des Würfels schwarz ist und die untere Fläche weiss, wie in Abbildung 1 dargestellt.

---

<sup>6</sup> Zum Diskurs der Symmetrien kann man auch durch den mechanischen Weg gelangen. Der Hebel, zum Beispiel die Waage, ist symmetrisch, weil sie in bezug auf den Schwerpunkt zwei symmetrische Arme hat.

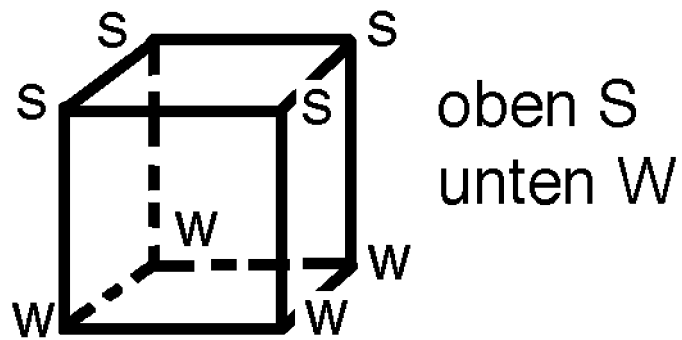


ABBILDUNG 1

Das zweite Subjekt (egal, welches) führt in den Würfel die Symmetrie ein, wo die rechte Fläche schwarz ist und die linke Fläche weiss, wie in Abbildung 2.

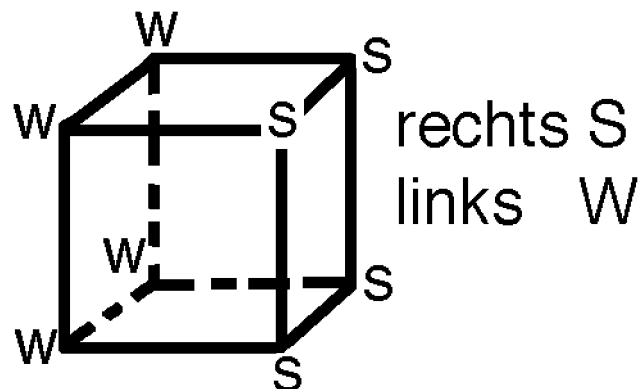


ABBILDUNG 2

Zuletzt führt das dritte Subjekt in den Würfel die Symmetrie ein, wo die vordere Fläche schwarz ist und die hintere weiss, wie in Abbildung 3.

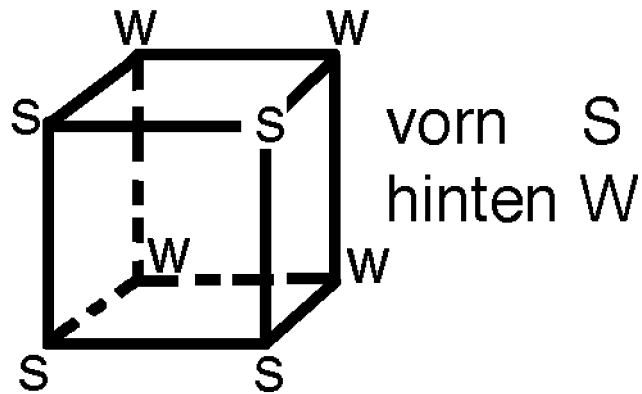


ABBILDUNG 3

Die Algebra sagt uns, wie wir die Symmetrien untereinander verbinden können. Indem wir die beiden Symmetrien oben/unten und rechts/links kombinieren, erhalten wir eine neue Symmetrie: die Symmetrie oben-rechts/unten-links, wie in Abbildung 4.

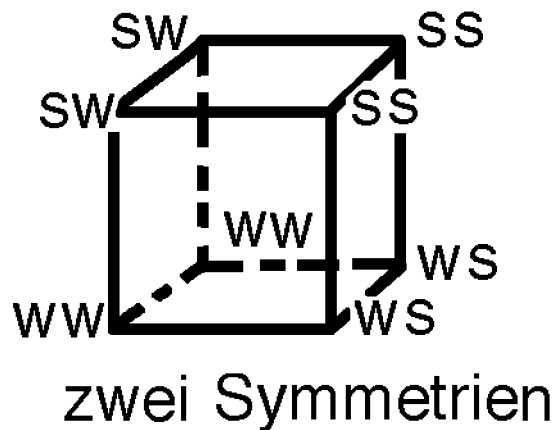


ABBILDUNG 4

Wenn man zu guter Letzt die drei Symmetrien kombiniert, erhält man das vollständige Bild der Situation, wie in Abbildung 5.

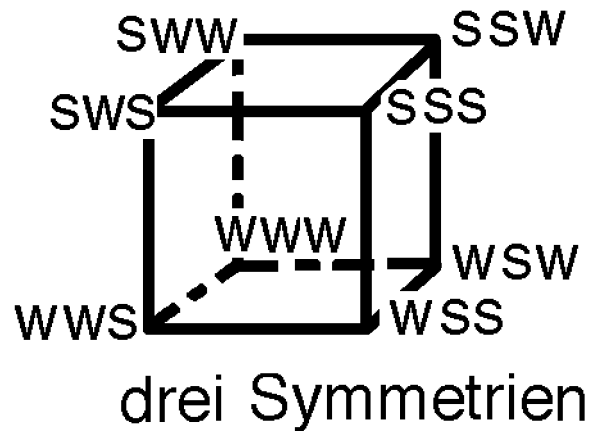


ABBILDUNG 5

Nun können wir beginnen, den Weg zurückzugehen. Es handelt sich darum, die Zwiebel zu schälen. Wir beginnen damit, die Kombination von dreimal schwarz zu eliminieren, da sie von Anfang an unmöglich ist. Wir erhalten die folgende Abbildung:

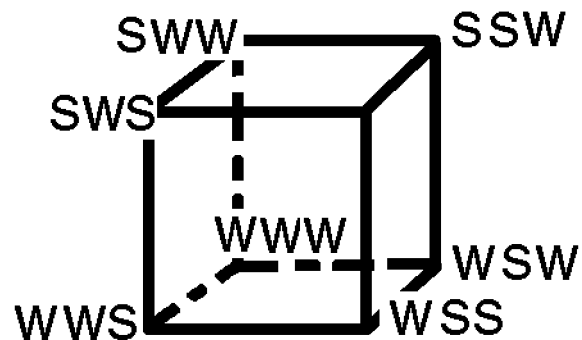


ABBILDUNG 6

Sodann eliminieren wir die Kombinationen mit zweimal schwarz, die empirisch unmöglich sind. Wir erhalten folgende Abbildung:

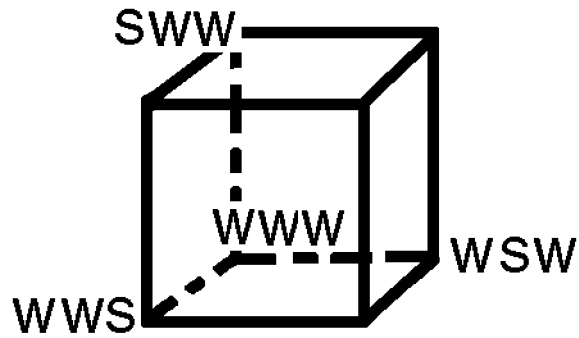


ABBILDUNG 7

Man bemerke, dass die eliminierten Ecken bezüglich der drei Symmetrien auf einer schiefen Ebene liegen, in dem Sinne, dass diese Ebene alle drei Symmetrien durchquert, wie folgende Abbildung zeigt:

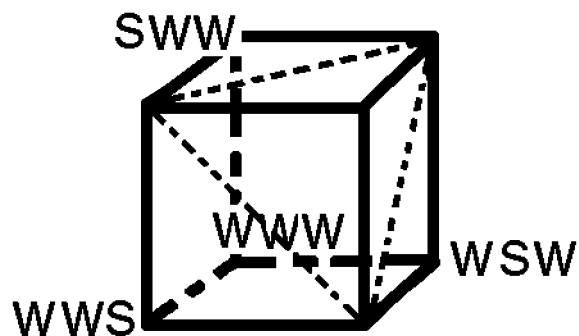


ABBILDUNG 8

Schliesslich eliminieren wir die Kombinationen mit zweimal weiss, die prinzipiell, das heisst aus Gründen der Symmetrie unmöglich sind. Wir erhalten Abbildung 9 und die Lösung des Problems: die Diagnose, das heisst die ontologische Erkenntnis der Farbe der Scheibe, die ein jeder trägt.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Das Model zeigt hier einen charakteristischen Zug der Moderne auf. Die Subjekte gelangen durch die Epistemologie zur Ontologie. Das Weiss- oder Schwarzsein ist keine Gegebenheit, die dem Wissen vorhergeht, sondern Ergebnis des epistemischen Vorgehens.

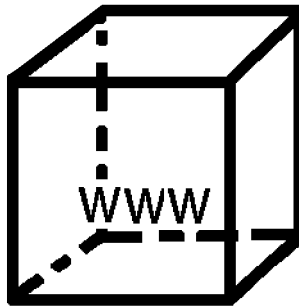


ABBILDUNG 9

Wir beobachten, dass auch in diesem Fall die eliminierten Ecken bezüglich der drei Symmetrien auf einer schiefen Ebene liegen, in dem Sinne, dass diese Ebene alle drei Symmetrien durchquert, wie folgende Abbildung zeigt:

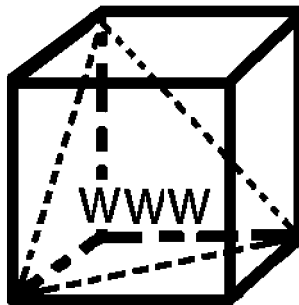


ABBILDUNG 10

Wie dem auch sei, interessanter als die Lösung des Problems ist, dass das Modell der binären Symmetrie, so einfach es auch ist, Anlass bietet für einige strukturelle Betrachtungen über wissenschaftliche Theorien, die der logische Beweis nicht aufzeigt. Und in der Tat, der logische Beweis des von Lacan präsentierten Sophismas sieht so aus:

„Ich bin ein Weisser, und so habe ich es herausgefunden: Unter der Voraussetzung, dass meine Gefährten Weisse waren, habe ich mir gedacht, dass, wenn ich ein Schwarzer wäre, jeder von ihnen daraus dies hätte folgern können: ,Wenn auch ich ein

Schwarzer wäre, dann wäre der andere, weil er angesichts dessen unmittelbar erkennen musste, dass er ein Weisser ist, sogleich hinausgegangen; also bin ich kein Schwarzer.‘ Und alle beide wären hinausgegangen, überzeugt, Weisse zu sein. Wenn sie nichts dergleichen taten, dann deshalb, weil ich ein Weisser war wie sie. Darüber habe ich das Tor durchschritten, um meine Schlussfolgerung mitzuteilen.“

Bevor ich das Thema wechsele, kann ich aufgrund der Eleganz und Kompaktheit der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens in Klammern – um die Logozentriker nicht zu verstören, die mit mathematischen Betrachtungen nicht vertraut sind – auf den „wahren“ mathematischen Beweis des Sophismas hinzuweisen, der sich das Prinzip der Symmetrie gänzlich zunutze macht.

So lautet der Beweis:

„In der imaginären Welt, die symmetrisch zur realen ist und wo also weiss an Stelle von schwarz steht und schwarz an der Stelle von weiss, hat, wer zweimal weiss sieht, die Gewissheit, schwarz zu sein. Folglich hat, wer in der realen Welt zweimal weiss sieht, die Gewissheit, dass er weiss ist.“

Einmal mehr erweist sich die Mathematik als eleganter und mächtiger als die Logik. Im Folgenden zeige ich, dass sie auch fruchtbarer ist. Dies sind die Betrachtungen, zu denen die Mathematik anregt. Ohne polemisch sein zu wollen, halte ich sie zum Zwecke einer gesunden Epistemologie für entscheidender als die phänomenologischen Betrachtungen über die subjektiven Zeiterfahrungen, die Lacan mit viel Rhetorik in seinem Aufsatz von 1945 über die logische Zeit entwickelt.

Erste Betrachtung. Eine Wissenschaftliche Theorie wird von einem Subjekt hervorgebracht, das sich nicht selbst sieht. Die Introspektion ist von der wissenschaftlichen Praxis a priori ausgeschlossen. Das Subjekt der Wissenschaft arbeitet mit einem Wissen, von dem es nicht weiss, dass es dasselbe weiss. Es arbeitet mit der Unwissenheit. Dieses „ungewusste Wissen“ heisst Unbewusstes. Dabei handelt es sich um ein Wissen, das der Introspektion nicht zugänglich ist, das aber Wirkungen hervorbringt, die sich wie irgendein bewusstes Wissen feststellen lassen. Im vorliegenden Fall führt es sogar zur Diagnose über das eigene Weiss- oder Schwarz-Sein.

Zweite Betrachtung. Die Faktoren einer wissenschaftlichen Theorie sind deren zwei: der Faktor der Erfahrung und der Faktor des Prinzips. Das Modell erweist beide Faktoren als gleichwertig. Es zeigt auch, dass sie parallel sind: Die Ebene der Erfahrung durchquert alle Symmetrien, die Ebene des Prinzips ebenfalls, und die beiden Durchquerungen sind parallel zueinander, wie in Abbildung 11 ersichtlich:

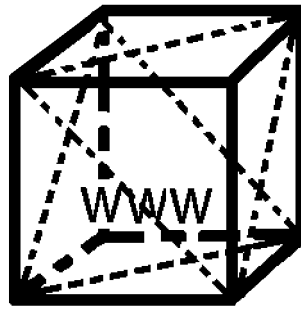


ABBILDUNG 11

Was bedeutet in der Epistemologie der geometrische Parallelismus? Er bedeutet nicht Unabhängigkeit. Die Ergebnisse der Erfahrung sind nicht unabhängig von den theoretischen Prinzipien. Parallellismus bedeutet Isomorphismus oder „gleiche Gestalt“, in unserem Fall: „gleiche Orientierung“ der Ebene. Dies heisst, dass die Gegebenheiten der Erfahrung dieselbe Gestalt haben, also dasselbe Gewicht, der theoretischen Prinzipien. Zwei schwarze zu sehen hat denselben epistemischen Wert wie zwei weisse sehen. Dies auf der Grundlage des Prinzips der Symmetrie, das die beiden Schwarzen mit den beiden Weissen in zwei unterschiedlichen Welten gleichstellt. In dieser Situation ist die Wissenschaft nicht nur empirisch, sondern geht aus der Überlappung zweier Vektoren hervor: aus der Praxis a posteriori und der Theorie a priori, der empirischen Evidenz und der theoretischen Symmetrie. Ergebnis der Überlappung der beiden Vektoren ist die Lösung des Problems.<sup>8</sup>

---

<sup>8</sup> Der naive Mensch fragt sich, aufgrund welchen Wunders eine abstrakte mathematische Theorie mit der konkreten Wirklichkeit der Empirie „übereinstimmen“ könne. Der Philosoph, zum Beispiel Kant, antwortet, indem er im Sein ein telos voraussetzt, das die ätiologischen Kategorien unseres Verstandes zu erkennen imstande sind, weil „die Zweckmässigkeit der Natur also ein besonderer Begriff a priori [ist]“ („Kritik der Urteilskraft“, Einleitung, IV). Unser einfaches Modell zeigt, dass die teleologische Hypothese zu viel des Guten ist. Empirie und Theorie haben dieselbe logische Struktur. Dem Sophisma liegen nicht zwei res zugrunde: die res cogitans und die res extensa. Es existiert bloss eine res: die res extensa, die sich in topologischer Art und Weise denkt.

Bemerken wir zum Schluss, dass die Lösung des Problems weder der Ebene der Prinzipien noch der Ebene der Erfahrung angehört. Die wissenschaftliche Lösung des Problems – die ontologische Diagnose – ist eine Konstruktion ex novo.<sup>9</sup>

Dritte Betrachtung. Die Gegebenheiten der Erfahrung und die Prinzipien der Theorie taugen nicht dazu, zu bestätigen, sondern auszuschliessen. Die Erfahrung schliesst die Schwarzen aus, sie bestätigt nicht die Weissen. Die Theorie schliesst die Weissen aus, sie bestätigt nicht die Schwarzen. Die wissenschaftlichen Theorien verfahren nicht durch Bestätigungen wie die Doktrinen, beispielsweise die religiösen Lehren.<sup>10</sup> Die wissenschaftlichen Theorien verfahren nach Widerlegungen, wie wir nach Popper wissen. Poppers Diskurs fügen wir hinzu, dass die Widerlegungen nicht nur empirischer Natur sind, sondern auch aus Prinzip geschehen.

Wenn über das bereits Gesagte Klarheit herrscht, kann ich nun das Gelände der unterhaltsamen Betrachtungen verlassen, um zu den weniger unterhaltsam überzugehen, die die Psychoanalyse betreffen.

Der Hauptteil im bisherigen Diskurs galt der Synchronie. Der Begriff der Symmetrie ist ein wesentlich synchronisches Konzept. Durch die Algebra oder die Geometrie der Symmetrien behandelt, erlaubt die Synchronie, Wissen aus der Diachronie zu ziehen. Wie kommt sie zu dieser Performance? In dem sie umfassend sämtliche möglichen diachronischen Entwicklungen in Betracht zieht. In unserem Fall wurden alle möglichen Abfolgen von weiss und schwarz, das heisst alle Diachronien, synchron an den Ecken eines Würfels festgemacht. Gesamthaft betrachtet, haben es die verschiedenen Diachronien gestattet, die Ebenen der Erfahrung und der Theorie zu erkennen und zu unterscheiden. Das Ergebnis war nicht bloss die Lösung des Problems der drei Häftlinge, sondern auch das Auftauchen neuer Betrachtungen über Symmetrie. Die anfangs eingeführte Symmetrie hat andere Symmetrien hervorgebracht, die ich in den

---

<sup>9</sup> Dies muss gesagt werden, um den aus der medizinischen Praxis stammenden Gemeinplatz zu widerlegen, wonach es ein Primat der Klinik über die Theorie gebe. Wer diesem Vorurteil anhängt, zielt darauf ab, die Theorie vor der empirischen Falsifizierbarkeit zu bewahren, indem er die Theorie in eine dogmatische Lehre verwandelt und die Klinik zu einem Ort der reinen Wiederholung und Bestätigung der Lehre degradiert.

<sup>10</sup> Die bekannteste rhetorische Form, um eine Lehre zu bestätigen, ist der Kommentar. Die Praxis des Kommentierens ist die Art und Weise, wie die Schüler in den Schulen mit der Lehre vertraut gemacht werden. Es versteht sich von selbst, dass dabei alle Betrachtungen ausgeschlossen werden, die die Lehre falsifizieren könnten.

vorangehenden drei Betrachtungen zusammengefasst habe. Die Symmetrie hat sich als epistemisch fruchtbar erwiesen.<sup>11</sup>

Was geschieht, wenn man nicht von der Ebene der Diachronie zur Ebene der Synchronie übergeht?

Es geschehen allerlei schlechte Dinge.

Auf individueller und praktischer Ebene, also auf der sogenannt klinischen Ebene, geschieht, dass die Analyse nicht zu einem Ende kommt, weil der Analysand nicht zum Moment des Schliessens gelangt. Im erwähnten Beispiel der drei Häftlinge würde dies bedeuten, dass sie nicht zur Lösung des Rätsels gelangen. Wenn sie den Übergang zur Synchronie nicht bewerkstelligt, wird die Analyse unendlich im Sinne von unbeendbar. Aus epistemischer Perspektive scheitert die Analyse, da sie auf die Diachronie beschränkt bleibt. Sie scheitert wie ein unabgeschlossener Roman. Sie scheitert, so können wir sagen, weil sie auf der Ebene des Seins verbleibt und nicht zur Ebene des Wissens gelangt.

Lacan macht diesbezüglich eine scharfsinnige Feststellung. Der Häftling, der an der durch logisches Schliessen erreichten und auf der kollektiven Ungewissheit ruhenden Lösung zweifelt und schwarz zu sein glaubt, wäre nicht mehr in der Lage, die richtige Diagnose zu machen. Denn es könnte in der Tat sein, dass seine Mitinsassen das Gefängnis genau deshalb verlassen haben könnten, weil er schwarz ist. Dies sind Dinge, die geschehen, wenn man der Wissenschaft mit Widerstand begegnet und sich weigert, von der Diachronie zur Synchronie überzugehen.

Auf theoretischer Ebene kann noch Schlimmeres geschehen. Es kann sich zum Beispiel das ereignen, was Freud geschah. Im Jahre 1937 schrieb er „Die endliche und die unendliche Analyse“. Es ist ein pathetischer Aufsatz, weil er es verfehlt, den Zweck zu erfüllen, zu dessen Erfüllung er geschrieben wurde. Freud gelingt es in der Tat nicht, ein in der Praxis gültiges Prinzip zu definieren, um zu entscheiden, ob eine Analyse wirklich als abgeschlossen betrachtet werden kann oder nicht. Er spielt auf vage Betrachtungen über Vollständigkeit an. Aber Vollständigkeit in bezug auf was, wenn es

---

<sup>11</sup> Warum dauern die Analysen so lange? Weil eine wahrhafte Analyse nicht nur eine diachrone Entwicklung in Betracht zieht (nämlich die tatsächlich geschehene), wie dies der Historiker tut, sondern verschiedene mögliche, alternative Entwicklungen, wie dies der Wissenschaftler tut, um diese Entwicklungen mit der wirklichen Entwicklung zu konfrontieren und daraus Betrachtungen über die Struktur der Neurose abzuleiten.

stimmt, dass dank der Urverdrängung das Unbewusste nie vollständig beseitigt werden kann und immer unbewusst bleibt? Freud weiss nichts Besseres zu tun als dem Analytiker dazu zu raten, die Analyse alle fünf Jahre erneut durchzuführen. Warum? Meine Vermutung geht dahin, dass Freud das ganze Leben lang auf der Ebene der Diachronie verblieb, ohne dass es ihm gelungen wäre, sich auf die Ebene der Synchronie zu erheben. Deshalb vermochte er nicht zu schliessen. In der Freud'schen Formulierung bleibt die Psychoanalyse ein Diskurs ohne Anfang und Ende.<sup>12</sup>

Ist es möglich, Freud's Schwäche zu beheben? Ich denke schon. Ich widme den letzten Teil meines Vortrags dem Versuch, darauf hinzuweisen, worin ein Ausgang bestehen könnte.

Die Freud'sche Diachronie hat einen Namen: Sie heisst ätiologisches Prinzip beziehungsweise Satz vom zureichenden Grunde. Dieses Prinzip legt fest, dass jede Wirkung eine Ursache hat und jede Ursache eine Wirkung hervorbringt. Freud hegt die „ätiologischen Ansprüche“ seit der Schrift „Zur Ätiologie der Hysterie“ aus dem Jahre 1896, wo er kurzerhand die Handlung der Sexuelszenen der Kindheit in der Hysterie mit dem Verhalten von Kochs Bazillus in der Tuberkulose vergleicht. Damit stellt er implizit die Psychoanalyse auf dieselbe Stufe wie die Medizin. Jung, der weniger Arzt und mehr Psychiater als Freud war, wird ihm deshalb zu Recht widersprechen.

Die epistemische Gültigkeit des Satzes vom zureichenden Grunde wurde bereits im Jahre 1748 von David Hume in seiner „Untersuchung über den menschlichen Verstand“ dekonstruiert. Hume's Kritik bewegt sich entlang der folgenden Linien.

Jedes Mal, wenn man zwei in schneller Abfolge stattfindenden Ereignissen beiwohnt, suggeriert die Logik des Commonsense, dass es eine Verknüpfung der beiden Ereignisse gebe. Seit Aristoteles wird gemeinhin angenommen, dass das Ereignis, das zeitlich zuerst stattfindet (A), das darauf folgende Ereignis (B) verursache. A ist demzufolge die Ursache von B, das also als Wirkung von A betrachtet wird. Hume nun fragt sich, auf welcher Grundlage und mit welchem Verfahren man B herleiten kann, wenn A gegeben ist.

---

<sup>12</sup> Ich behaupte nicht, dass die Ebene der Diachronie nicht über eine ihr eigene Strenge verfügte. Sie hat eine solche Strenge, nämlich jene der Geschichtsschreibung im Sinne eines literarischen Genres, doch ist diese Strenge von der wissenschaftlichen durchaus verschieden. Vgl. Diesbezüglich die Schriften von Hayden White.

Hume versetzt sich im Beispiel einer Billiardkugel, die gegen eine andere Kugel prallt, in eine dem Prinzip der Kausalität sehr günstige Situation. Dem unbeteiligten Beobachter wird es stets so erscheinen, dass eine Kugel, die auf eine andere stösst, letztere in Bewegung setzt. Wenn das Experiment immer in derselben Weise wiederholt wird, so scheint die Erfahrung für jedweden Beobachter Aristotelischer Provenienz das Gesetz zu bestätigen: Kugel A verursacht die Bewegung von Kugel B.

Hume's Analyse führt dazu, die Bestätigung zu dekonstruieren. Hume schliesst aus, dass der Schluss zwingend sei, dass aus der Bewegung von A die Bewegung von B folge, insofern zwei zufällige Ereignisse nicht zu Notwendigkeit führen können. Man muss die apriorische Gültigkeit der empirischen Induktion ausschliessen, insofern sich das ätiologische Denken erst a posteriori vollzieht, also nachdem das Ereignis stattgefunden hat. Aber auch in diesem Fall gibt es keine Beweise, die die Bewegung von B als Konsequenz der Bewegung von A bestätigen. Nichts hindert uns daran zu denken, dass eines Tages aus der Bewegung von A nicht die Bewegung von B hervorgehe. Die Formel von Laplace bestimmt die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses. Die Wahrscheinlichkeit, dass nach n erfolgten Bestätigungen auch der folgende Versuch einer Bestätigung  $(n+1)/(n+2)$  ist, also für jedes n kleiner als 1 ist.

Während für die Naturwissenschaften Hume's Lektion schicksalhaft war, bleibt sie für die vorherrschenden Praktiken des Diskurses des Herrn – die Medizin und das Recht – toter Buchstabe. In der Medizin ist ständig die Rede von pathogenen Erregern, die die Krankheit verursachen. Die Bakterien verursachen die Infektionen. Die Gene verursachen alles Mögliche: von den geistigen Störungen bis zu den Tumoren. Für das Recht wiederum ist es unerlässlich, dass das Tatmotiv den Mörder dazu gebracht habe, die Untat zu begehen. Dieses Prinzip aufzugeben würde bedeuten, dass man weder die Abweichung überwachen noch den Abweichenden bestrafen könnte.

Darum geht es. Freud war und blieb zeit seines ganzen Lebens Arzt, wobei er immerhin die Medizin leugnete, als er für die nicht medizinisch gebildeten Analytiker eine Lanze brach. Als Arzt gab Freud den rigiden Determinismus des medizinischen Diskurses nie auf. Er erfand eine Psychopathologie, in der nichts zufällig geschieht und sich alles in der Diachronie abspielt.<sup>13</sup> Die Triebe sind die Ursachen von allem: vom

---

<sup>13</sup> Es gibt auch die Regression der wissenschaftlichen Synchronie zur Diachronie des Romans. Sie bildet ein beliebtes literarisches Genre. Es heisst Sciencefiction, hat aber mehr mit der psychologie als mit der Wissenschaft zu tun. Es ist kein Zufall, dass der wohl grösste Autor von Sciencefiction, Isaac Asimov,

Geniessen bis hin zum Tod. Für Freud existieren im psychischen Apparat keine spontanen Ereignisse, sondern es gibt für alles einen Grund. Seit dem freien Assoziieren hat er die Analyse als Prozess konzipiert, der den Zweck verfolgt, die psychischen Ursachen zu bestimmen. Diese Ursachen sind natürlich nicht unmittelbar, sondern reichen in der Zeit weit zurück. Wie weit kann man zurückgehen in der Zeit? Man weiss es nicht. Es gibt die Sexualszenen der Kindheit in den Neurosen. Es gibt die Begehren der dritten Generation in den Psychosen. Und so wird dann die Analyse eben zu einem unbeendbaren diachronischen Prozess.

Abgesehen von diesem unendlichen Regress tappt Freud in die Falle eines offensichtlichen – wenn auch für ihn nicht offensichtlichen – Widerspruchs. Er erfand das Unbewusste, das ein Wissen ist, von dem man nicht weiss, dass man es weiss, doch hüllte er diese Erfindung in das Kleid eines vorwissenschaftlichen Diskurses: die Metapsychologie. Die Freud'sche Metapsychologie ist eine Form eines stark deterministischen, medizinischen Diskurses. Es handeln die Triebe, die Aristotelische Ursachen sind. Die Sexualtriebe sind Wirkursachen. Sie bringen die sexuelle Befriedigung hervor. Der Todestrieb ist die Zweckursache. Er richtet den psychischen Apparat am möglichen Erregungsminimum aus. Aber wenn Determinismus und Teleologie im Spiel ist, dann gibt es kein Wissen mehr, von dem man nicht weiss, dass man es weiss. Alles ist vorherbestimmt und auf ein prästabiliertes Ziel ausgerichtet, das man von Anfang an kennt. Die Freud'sche Metapsychologie tötet das Freud'sche Unbewusste.

Wie findet man aus diesem Widerspruch heraus?

Mein Vorschlag ist einfach. Er geht dahin, das ätiologische Prinzip zu schwächen.

Nach Hume wissen wir, dass der Satz vom zureichenden Grunde – der übrigens von Leibniz mit Überzeugung verteidigt wurde – falsch ist. Dennoch – Freuds Fehler bestand nicht darin, ein falsches Prinzip zu verwenden. Das Falsche bereitet dem Analytiker keine Angst und stellt für ihn keine Schwierigkeit dar. Der Analytiker sollte eigentlich gewöhnt sein – man möge mir den Ausdruck verzeihen –, mit dem Falschen zu arbeiten. Die Übertragung ist eine falsche Liebe – eine Liebe, die auf die falsche Person übertragen wurde. Die Symptome sind falsche Lustgewinne – Ersatzlust, wie

---

eine galaktische Tetralogie konzipierte, wo der Held eine neue Wissenschaft erfindet, die sich „Psychogeschichte“ nennt.

Freud sagt, die ein unmögliches Geniessen substituieren. Die Versprecher sind falsche Ausdrücke – sie sagen die Wahrheit durch den Irrtum. Ganz zu schweigen von den falschen Deutungen des Analytikers, die zuweilen effizienter sind als die zutreffenden und den analytischen Prozess weiterbringen. Es lebe also das ätiologische Prinzip, auch wenn es falsch ist! Lassen wir es in der Diachronie arbeiten, die seine natürliche Umgebung ist, und dann lassen wir es fahren.

Wann? Sobald wir genügend Daten gesammelt haben, um zur Synchronie überzugehen. Was interessiert, ob die Verknüpfungen zwischen den Ereignissen falsch sind? Wichtig ist, die Synchronie zu nähren. Sie wird schon daran denken, die falschen Verknüpfungen in Ordnung zu bringen. Und wird sie auch wahre festlegen? Nein, nur weniger falsche. In dieser auf Spinoza zurückgehenden Sichtweise ist das Falsche nicht das Gegenteil des Wahren. Es ist bloss weniger wahr als das Wahre. Das epistemisch Falsche ist bloss weniger gut bewiesen als das Wahre, es ist das weniger gut Gewusste. Falsch ist jede Vermutung. Weniger falsch ist jede Vermutung, die von irgendeinem Beispiel gestützt wird. Es gibt stets einen weiteren Beweis, der sich als besser als das anfänglich Falsche erweist. In der Synchronie prüfen wir die Daten der Vermutung auf bestimmte Symmetrien, und wir werden den Diskurs, den wir mit freien Assoziationen begonnen haben, zum Abschluss bringen können. Zu welchem Zweck? Zum Zweck, andere Vermutung zu nähren und neue Beweise zu erreichen. Auch die Arbeit der Synchronie kann unendlich sein, doch wird sie nie unbegrenzt sein wie jene der Diachronie.

Das ist der wahre Irrtum Freuds. Mir sei erlaubt, für einige Momente der herrschenden Mode zu huldigen, die Bücher mit Titeln wie „Der Irrtum von...“ Descartes, Darwin, Freud auf den Markt wirft. Es liegt mir freilich fern, eine skandalträchtige These zu lancieren. Ich sage nur, dass Freuds Irrtum nicht nur darin bestand, den Satz vom zureichenden Grunde nie aufgegeben zu haben, der schon damals als überholt galt. Sein Irrtum bestand auch und vor allem darin, in der Umgebung der Diachronie verweilt zu haben. Sein Irrtum bestand – anders gesagt – darin, ein Romanschriftsteller geblieben zu sein. Er begann als Verfasser klinischer Studien und endete mit einer grandiosen Trilogie über Moses, den Ägypter. Zu Recht wurde ihm der Goethe-Preis für Literatur verliehen. Doch gelang es ihm nicht, die Theorie der eigenen Entdeckung des Unbewussten in synchronen Begriffen zu formulieren. Dieser Umstand mutet seltsam an. Freud erfand ein Unbewusstes ohne

Zeit, doch vermochte er die eigene Erfindung nicht in eine Theorie zu kleiden, die die diachrone Zeit ausser Geltung setzte. Die Synchronie ausserhalb der Zeit blieb für ihn, wie schon für Moses, das gelobte Land. Es gelang ihm nicht, Wissenschaftler zu werden, das heisst zu einer Schlussfolgerung der Art „Wenn A, dann B“ zu gelangen. Das „quod erat demonstrandum“ – was zu beweisen war – blieb ausserhalb seiner Reichweite. In diesem Sinne irren die offiziellen Übersetzer, die den Freud'schen Text übersetzen, als wäre es ein wissenschaftlicher Text. Das Ergebnis ist gleich zweimal unwahrscheinlich, weil sie da Wissenschaftlichkeit einzuführen versuchen, wo es nur anspruchsvolle Literatur gibt.

Um welche Symmetrien für die Synchronie handelt es sich also? Dies ist die Frage, mit der wir uns am Ende meiner Ausführungen konfrontiert sehen. Und hier halte ich inne. Die Symmetriehypothesen variieren von Analyse zu Analyse, von Analytiker zu Analytiker. Ich möchte den Diskurs offen lassen. Es genügt mir, auf die Möglichkeit hingewiesen zu haben, vom alten und Aristotelischen „scire per causas“ zum neuen und Galileischen „scire per theoremata“ überzugehen. Das scheint mir nicht wenig zu sein, wenn es dazu beiträgt, Freud von den Irrtümern des Freudianismus zu bewahren, der sich anschickt, eine Wissenschaft mit den Mitteln einer Nicht-Wissenschaft zu schaffen: die Medizin. Wir gewinnen so den Zugang zu Diagnosen, die die Medizin nicht zu begreifen vermag.

Bevor ich schliesse, möchte ich ein letztes zu Freud sagen.

Ist der Diskurs, den ich heute vorgetragen habe, freudianisch? Ich denke schon. Von Anfang war sich Freud der Grenzen der eigenen Theorie bewusst, die ihn nie gänzlich befriedigte. Ich zitiere eine von vielen möglichen Passagen, die zum behandelten Thema der Diachronie passt.

Bereits im Jahre 1895, an der Schwelle zum 40. Altersjahr, erklärte Freud in der Synthese des Falls von Elisabeth von N:

„Ich bin nicht immer Psychotherapeut gewesen, sondern bin bei Lokaldiagnosen und Elektroprognostik erzogen worden wie andere Neuropathologen, und es berührt mich selbst noch eigentümlich, dass die Krankengeschichten, die ich schreibe, wie Novellen

zu lesen sind, und dass sie sozusagen des ernststen Gepräges der Wissenschaftlichkeit entbehren.“

Auch wenn Freud anerkennt, dass die Dichter und Schriftsteller dem Psychoanalytiker mehr beizubringen haben als die offizielle Wissenschaft, die damals streng positivistisch war, anerkennt Freud dennoch seine Unfähigkeit, den entscheidenden Sprung von der Diachronie der Novellen zur Synchronie der wissenschaftlichen Theorien geschafft zu haben. Wenn er es versucht, so scheitert er und fällt in die Diachronie der Metapsychologie zurück, die gänzlich vom Satz des zureichenden Grundes aufrechterhalten wird, verkörpert in den als psychische Ursache verstandenen Trieben. Ich erkläre mich meinerseits für befriedigt, wenn das, was ich heute Abend erzählt habe, dazu beiträgt, diesen Sprung zur wissenschaftlichen Psychoanalyse zu wagen und zu schaffen. Dabei habe ich mich nicht gescheut, Freuds Fehler zu korrigieren in der Hoffnung, ein wenig besser zu scheitern als er.